1. September 1935 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 200

In freier Stunde



(10. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Wir müssen wohl so langsam hinter den beiden her," meint Heinz und macht den kleinen Motor startfertig. Doch Annemarie fragt, ob man nicht rudern könne.

„Gewiß!" erklärt Heinz etwas erstaunt. „Ich hab' die Ruder ja hier! Und eigentlich haben Sie sogar recht. Es ist schöner, so still über das Wasser zu treiben. Motorenlärm hat man daheim genug."

„Deshalb bitte ich ja darum."

Annemarie hat sich ganz nach vorn gesetzt, eine Hand läßt sie im Wasser treiben. Dunkel steht ihr Profil gegen die helle Fläche des Sees, dunkel ihr Haar über dem blassen Gesicht. Sie hat sich ein wenig fröstelnd in den Bademantel gehüllt.

„Ist Ihnen kalt?" fragt Heinz besorgt.

Doch sie schüttelt den Kopf.

Welch seltsamer Mensch, denkt er. Wie so ganz verschieden von der Freundin. Die eine hell, lachend, die andere dunkel, still, aber warm und ein wenig geheimnisvoll, ein wenig mütterlich. Woran mag sie wohl denken, während sie da vorn hockt und ich hier hinten rudere? Wahrscheinlich ist sie verlobt oder hat irgendeinen Freund und träumt sich Luftschlösser zusammen . . . Luftschlösser! Ach, wenn man das noch einmal könnte! Der Mutter den Kopf in den Schoß legen, in den Himmel sehen und bunte, schillernde Luftschlösser bauen! Schön müßte das sein. Wunderschön . . . einmal alles, aber auch alles vergessen und nur so ins Blaue träumen, dicht bei der Mutter oder einer Frau, die man liebt! . . . Ach Gott, wohin gehen die Gedanken spazieren? — — —

„Nun wird das Ruder gleich im Wasser liegen, Herr Doktor!"

Erschreckt fährt er auf. Er muß wohl ein sehr dummes Gesicht dabei gemacht haben, denn Annemarie läßt ein ganz kleines, zartes Lachen hören. Hastig begibt er sich wieder ans Ruder.

Annemarie sieht ihm lächelnd zu. Zum ersten Male hat sie Muße, sein Antlitz genau zu betrachten. Es ist nicht schön, nicht gepflegt, die Haare sind viel zu lang und die eine Strähne hängt ihm immer ins Gesicht trotz aller Mühe, sie zu bändigen. Aber das Kinn verrät viel Energie, und um die Schläfen ist etwas Zartes, das sie nicht zu deuten weiß. Seine Augen aber sind ganz blau, bald hart, bald verträumt, ein reiner Spiegel seines Herzens.

Er ist ein großer Junge, denkt sie. Ein richtiger großer Junge, der von fernen Ländern träumt. Man könnte denken, daß er aus einer Hamburger Seefahrerfamilie stammt, sein Vater Kapitän und sein Urahn Kauffahrer war. Ob seine Mutter noch lebt? Wie mag sie aussehen? . . . Eigentlich hat er ein gutes Gesicht. Das Strenge, Finstere ist doch wahrscheinlich ein wenig Lack. Darunter sitzt wohl ein sehr empfindsamer Mensch . . . aber zeigen tut er es niemand, o nein . . . Man kann ihn gut leiden, glaub' ich!

Da waren sie bei den Schwimmern gewesen.

„Großartig, Doktor! Geradezu großartig!" schrie Maxl zwischen Prusten und Luftschnappen. „Dieses harmlose Fräulein hätte mich beinahe abgehängt! Herrlicher Stil. Ich bin ganz baff! Und dabei tut sie so harmlos!"

Schnaufend zieht er sich ins Boot, nachdem er Monika zuvor hineingeholfen hat. Die legt sich lang auf den Boden und jappt.

„Ich schwimme besser . . ." ächzt sie, „aber er kann es doch länger aushalten, dies Tempo! Kinder, gebt mir was zu trinken, ich fall um."

Maxl ist ganz aus dem Häuschen.

„Denk dir, Doktor, die ersten hundertfünfzig Meter ist sie mir glatt überlegen! Legt sich auf die Seite und zieht ab wie eine Wasserratte. Na, ich denk', mir bleibt die Luft weg! Ganz ehrlich, Fräulein Monika, zuerst hab' ich Sie nicht für voll genommen, aber dann hieß es mächtig 'rangehen. Teufel nochmal, das war ein Stück Arbeit! Na, aber dann mußte sie sich doch mal meine zarten Fußsohlen besehen, das kleine Fräulein! Und das freut einen denn ja auch!"

„Aufschneider! Mit Mühe und Not drei Armlängen voraus!"

Maxl lacht gutmütig.

„Jedenfalls sag' ich Ihnen das eine: Aus Ihnen wird nochmal eine ganz anständige zweihundert Meter-Schwimmerin."

„Schönen Dank! Zunächst will ich aber unbedingt etwas zu trinken haben. Ich verschmachte."

„Pech! Mein Schwimmanzug hat keine Hosentaschen. Da hab' ich die Milchflasche daheim gelassen.



Aber vielleicht bemüht sich das gnädige Fräulein noch einmal in den See? Garantiert Süßwasser!"

„Danke, Herr Schulmeister!"

Inzwischen sind sie wieder in Landnähe gekommen, und am Steg steht Thiele Hartmann mit der Botschaft, daß Vater Heinrich und Schorsch einen kapitalen Hecht in der Pfanne hätten.

Das macht aller Unterhaltung ein Ende, der Magen verlangt sein Recht.

Am Nachmittag sind Maxl und Thiele mit den Mädchen nach Altdorf. Annemarie versucht, telephonisch Dr. Thormeyer zu erreichen, aber er ist noch nicht aus Hamburg zurück. Nie hat sie ein Telephongespräch so erfreut wie die kurze Auskunft der Zentrale: Er ist noch nicht zurück!

„Herrlich!" jubelt es in ihr. „Noch vier lange, lange Tage!" Auf was sie sich dabei freut, ist weniger klar.

Die Jungen haben von Vater Heinrich den Auftrag bekommen, so fünf, sechs Flaschen anständigen Wein mitzubringen. Das habe aber unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit zu geschehen, weitere Fragen seien nicht gestattet. Nun hatten sie beim Gasthof, Ausspann und Hotel zur „Krone" die schwierige Auswahl zwischen Niersteiner Domthal und Rauenthaler Auslese.

Sie beschließen, einen Schoppen von jeder Sorte zu probieren. Allerdings kamen sie zu keinem klaren Entscheid, was sich auch bei weiteren Wiederholungen nicht ändert. Bald hat der Niersteiner . . . bald der Rauenthaler das Uebergewicht, je nachdem, welcher Schoppen zuletzt zwischen ihnen über den Tisch gewandert ist. Denn aus Ersparnisgründen trinken sie immer einen Schoppen gemeinsam.

„Acht Schoppen und acht Flaschen Niersteiner macht neunzehn Mark und zwanzig!"

Das war das Ergebnis der Prüfung, dazu kam eine scheinbar durch nichts begründete Fröhlichkeit.

„Maxl," beginnt Thiele, „kannst du schweigen?"

„Hm. Mächtig. Warum denn?"

„Ich will dir was verraten. Schwöre, daß kein Wort über deine Lippen kommt!"

„Gemacht. Man los, Junge!"

„Ich . . . ich werde mich demnächst verheiraten."

„Mensch, du hast 'n Schwips! Red' nicht solch Blech!"

„Moment mal! Maxl, du bist doch ein Schulmeister und hast Bildung. Also: Aplusbeinklammernzumquadrat gleich aquadrat plus zweimalamalbe plus bequadrat. — Algebra für Fortbildungsschüler, Seite zweiundzwanzig rechts oben. Bin ich betrunken?"

Maxl stutzt.

„Nö. Scheinbar noch nicht."

„Also ich heirate. Und weißt du wen? Du ahnst es wohl schon, was?"

„Keine Spur. Woher soll ich das riechen. Ich kenne doch deine Mädels in Berlin nicht, mein Junge!"

„Unsinn! Ist ja hier in Altdorf. Kauft bloß was ein."

Maxl fährt auf.

„Die Monika?"

Eine unverständige Wut fühlt er in sich aufbrausen bei dieser Vorstellung.

„Aber was hast du denn? Warum pumpst du dich denn so auf? Menschenskind, du tust ja gerade, als wenn dir einer 'ne Ohrfeige gegeben hätte. Wer redet denn von Monika? Die Schneiderin meine ich natürlich. Die Dunkle! 'Ne Gymnastiklehrerin kann ich nicht gebrauchen. Ich muß 'ne Frau haben, die muß Knöpfe annähen können, daß sie sitzen wie Eisen, und Kinderhemden muß sie selber machen . . . ne, ne, die Schneiderin, das ist die Richtige. Annemarie . . . feiner Name, was?"

Maxl war kopfschüttelnd neben ihm hergegangen. Was der Junge da schwatzt!

„Los, zum Boot! Und nimm dich zusammen, sonst merken sie gleich was! Hier . . . du vier Pullen und ich vier! Und dann trabtrab!"

Am Strand hoffen sie die Mädchen vorzufinden. Doch die hatten Zeit. Das kleine Warenhaus von Altdorf birgt für so abgerissene Großstädter doch allerlei Schätze. So ist den beiden Jungen der Duft des Weins schon längst wieder aus den Köpfen verflogen, als die beiden Mädchen endlich kommen.

„Du hältst deinen Mund, Maxl! Besonders der Doktor braucht nichts zu erfahren. Verstanden?"

Maxl hat es versprochen. Aber ärgerlich ist er doch. Dieser Thiele Hartmann! Gerade fünfundzwanzig und schon drauflos heiraten. Da könnte er, Maxl, doch bestimmt viel eher dran denken. Aber von solchen Sachen reden . . . nein, das kriegte er nicht übers Herz, nicht zu einem Freund könnte er davon sprechen, viel weniger zu einem Mädchen.

Er hatte sich schon mit drei Flegeln auf einmal herumgehauen, aber solche komischen Sachen bereden . . . etwa gar mit der Monika . . . nein, ausgeschlossen! Die würde ihn mit ihren spöttischen Augen schön angucken. Er würde vor Scham mit einem Hechtsprung in den See abgehen müssen.

Der Doktor steht in der Blockhütte, über Pläne und Zeichnungen gebückt.

„Nicht anrühren, Mädels!" hat Vater Heinrichs gewarnt. „Er beißt sonst! Kommt in mein Zelt! Da könnt ihr eure Schätze auspacken und anprobieren!"

Das haben sie sich nicht zweimal sagen lassen. Bald prangen sie in kunterbunten Dirndelkleidern, wie zwei Schwestern, jede in ihrer Art ein Bild, schön und friedlich.

„Ah!" sagt Vater Heinrich. „Ah!" sagen Schorsch und Thiele Hartmann. Maxl aber reißt nur die Augen auf und knurrt: „Donnerwetter!" Er sieht nur die blonde Monika. Nie erschien ihm ein Kleid schöner und kostbarer als das bunte, billige Leinen unter dem hellen Schopf mit den lachenden Augen.

Oh, und Monika merkt das genau, sie freut sich sogar darüber. Wohlig reckt sie sich unter dem dünnen Tuch, läßt ihre schlanken Glieder spielen und schielt dabei verwegen zu Maxl hinüber.

Ein netter Junge! Schade, daß die Bekanntschaft so bald zu Ende sein muß!

Gegen Abend haben die Freundinnen Gelegenheit, ein wenig allein zu sein. Die Männer kochen. Jede Hilfe ist voller Stolz abgelehnt worden.

Na . . . da lassen sie die Männer eben kochen und gehen ein wenig am Ufer entlang. Man kann sich so schön unter die hängenden Weiden setzen und übers Wasser sehen. Das ist die beste Gelegenheit, die Gedanken ein wenig spazieren zu führen.

„Annemie . . . du kommst mir ein wenig verändert vor!" meint Monika nach einer schweigsamen Pause. „Ich seh' das schon eine ganze Weile. Ist dir irgendetwas über die Leber gelaufen?"

Annemarie Ohlsen seufzt. Sie ist wirklich verstimmt, aber sie weiß selbst nicht warum.

„Also sag schon, Schäfchen!"

„Es ist alles so sonderbar, so verdreht!" beginnt sie endlich. „Ich komme mit einem bestimmten Auftrag her, ich verleugne mich . . . und wem muß ich begegnen? Ausgerechnet einem Ingenieur aus unseren Werken. Will's der Zufall, dann sieht er mich in vierzehn Tagen im Werk wieder, weiß, daß ich ihn belogen habe nach Strich und Faden und . . ." (Forts. folgt)

Das Grab auf Mendrate

Erzählung von Ralph Urban

Im siebenmal versiegelten Buch des Lebens steht das Schicksal geschrieben. Wunderbar, die verschlungenen Wege, die dort verzeichnet sind und die uns nach geheimnisvollen Gesetzen zu Zweck und Ziel führen. Undurchdringlich ist der Schleier vor unserer Zukunft, dunkel auch der Pfad, der zu ihr weist, und siebenmal versiegelt ist das Buch des Lebens, damit keines Menschen Auge sein Geheimnis schaut. Manchmal aber, wenn die Wege, die wir geführt werden, zu wunderbar sind, dann verrät sich das Schicksal, und wir beginnen zu ahnen, wie es seine Fäden zieht . . .

Im Jahre siebzehn erschoß ich den „Sottotenente Luigi Lorenzutti". Auf diesen Namen lautete wenigstens die Erkennungsmarke, die der kleine italienische Leutnant auf der Brust trug und die mit der Matrikelnummer 78 seines Regiments versehen war.

Der Krieg ist schließlich dazu da, daß man Feinde erschießt, aber mit dem Tod des kleinen Leutnants hatte es so seine Bewandtnis.

Wir lagen seit Wochen am Brückenkopf von Mendrate. Verwilderte Weingärten und Wälder reifender Edelkastanien gab es auf dem sanft aufsteigenden Berghang, den unsere Gräben durchzogen. Wir konnten über das weite Suganatal zu der Hochgebirgskette hinübersehen, wo die Italiener am Plateau der sieben Gemeinden in tagelangem Trommelfeuer die Julischlacht von 1917 vorbereiteten. Der brodelnde Hexenkessel dort drüben begann auch unsere Ruhe zu stören, denn der Feind fing an, die Gräben mit schweren Granaten abzutasten und unsere Feldwachenlinie mit starken Patrouillen zu belästigen. Da das weite Vorfeld infolge der dichten Bewaldung unsichtig war, setzte auch von unserer Seite aus lebhafte Patrouillentätigkeit ein, um etwaige Angriffsbewegungen beim Feind rechtzeitig zu bemerken. Dem Sturmtrupp unseres Bataillons, den ich als blutjunger Kriegsfreiwilliger befehligte, oblag der Hauptteil dieser Aufgabe.

An jenem Morgen, da die Artillerieschlacht ihren Höhepunkt erreichte, ging ich mit meiner Abteilung wieder ins Niemandsland hinaus. Unser Ziel war ein geräumtes Landhaus, das ich schon von früheren Erkundungsgängen kannte. Vor dem Gebäude angelangt, ließ ich vorsichtshalber meine Leute an einer Weingartenstufe Deckung nehmen, sicherte die Flanken und ging allein zu dem etwa dreißig Schritte entfernten Haus.

Plötzlich beschlich mich ein merkwürdiges, wohlbekanntes Gefühl: der sechste Sinn des Frontsoldaten warnte mich. Irgendwo lauerte die Gefahr. Die schwere Armeepistole entsichert in der Rechten, ging ich entlang der Vorderfront des Gebäudes und spähte vorsichtig um die Ecke, um die Rückseite des Hauses, von wo aus das Terrain übersichtlicher war, zu erreichen.

Ich bewegte mich entlang der Mauer, und meine Schritte wurden immer zaghafter, denn ich fühlte genau, daß in den nächsten Sekunden etwas geschehen würde. Dann fuhr ich auch schon zurück, denn plötzlich bog rasch und sorglos ein Mann um die Ecke und hielt erschrocken inne, so daß wir uns auf wenige Meter gegenüberstanden. Ich weiß nicht, warum ich damals nicht gleich geschossen habe, es wird wohl das natürliche Widerstreben gewesen sein, einen Wehrlosen zu töten. Ich hatte einen italienischen Leutnant vor mir, der aussah, wie einem Modejournal entstiegen. Seine Lackstiefeln strahlten vor Glanz, in der Rechten hielt er ein Stäbchen, zwischen den Lippen die brennende Zigarette.

„Hände hoch!" rief ich.

Der Offizier mußte den Sinn dieser Aufforderung oder die deutschen Worte selbst verstanden haben, denn er ließ die Gerte fallen, und seine Hände erhoben sich zögernd. Dann aber hielt er in dieser Bewegung inne und wandte ein wenig den Kopf. Er wußte wohl sein Leute in Deckung hinter sich, die gleich den meinen den Vorgang gespannt beobachteten. Jetzt riß er sich zusammen, seinen Lippen entfiel die Zigarette, und er wurde gelblichgrau im Gesicht. Einige Sekunden lang starrte er mich regungslos an, über uns sauste gerade eine schwere Granate rauzend hinweg. Blitzschnell griff der Leutnant nach der Pistole — da schoß ich. Ich sah noch, wie der tapfere Feind in die Knie fiel, dann krachte aus dem Gebüsch vor mir eine Salve, ein Dutzend Kugeln pfiffen an meinem Kopf vorbei und klatschten an die Mauer.

Einen Augenblick später befand ich mich in Deckung bei meinen Leuten und befahl Feuer. Während des nun folgenden Geplänkels schickte ich einen Gefreiten mit einigen Leuten der feindlichen Patrouille in die Flanke, worauf diese sich zurückziehen mußte. Der italienische Leutnant lebte noch, und wir nahmen ihn mit. Als wir aber unsere Linie erreichten, war er tot. Wir fanden an seiner Brust die Erkennungsmarke, gruben ihm ein Soldatengrab und setzten ein rohes Holzkreuz darauf, auf dessen Querbalken geschrieben stand:

Sottotenente Luigi Lorenzutti
† 14. VII. 1917.

Krieg ist Krieg, und Sentimentalität war mir fremd. Ich weiß nicht warum, aber ich konnte den kleinen, tapferen Leutnant nicht vergessen. Weder damals noch später. Später wurde ich vielleicht deshalb oft an ihn erinnert, weil ich in Italien und den italienischen Kolonien lebte.

Und eines Sommers, da ich aus dem Süden kam und nach der Heimat fuhr, begegnete ich dem Luigi Lorenzutti. Es war eine merkwürdige Sache.

Ich saß im Direttissimo, der gerade durch das ehemalige Kriegsgebiet von Südtirol raste. Verona, Rovereto — da wurden alte Bilder wieder lebendig, die Erinnerung packte mich, und plötzlich sah ich vor mir den Querbalken eines Kreuzes, auf dem zu lesen stand: † 14. VII. 1917.

Heute war der dreizehnte Juli, also morgen der Jahrestag des Todes von Luigi Lorenzutti, dem tapferen kleinen Leutnant. Und eigentlich ist man es dem Feind schuldig, einmal sein Grab zu besuchen, wenn man weiß, wo es ist. Rasch entschlossen stieg ich in Trient aus, fuhr mit dem nächsten Zug durchs Suganatal bis nach Borgo, nächtigte dort und trat am nächsten Tag die Wanderung nach dem ehemaligen Brückenkopf von Mendrate an. Mit merkwürdigen Gefühlen überschritt ich die Brücke, die über den Maso führt, stieg den Berghang hinan, der vor vielen Jahren heiß umstritten war, und fand schließlich eines der paar im Wald versteckten Landhäuser von Mendrate. Ich wußte nicht mehr genau, wo jenes Grab liegen mochte, und so fragte ich den Bauern.

„Strano!" antwortete der Italiener, „wirklich sonderbar! Dieselbe Frage stellte mir vor einer halben Stunde ein anderer Herr. Wir Bauern pflegen die vielen Gräber hier, und ich kenne auch das, welches Sie suchen. In den vielen, vielen Jahren kümmerte sich keine Seele um den toten Luigi Lorenzutti, und heute fragen mich gleich zwei danach."

Der Bauer wies mir den Weg, und nachdenklich ging ich durch den stillen Märchenwald voll blutiger Vergangenheit. Wer der andere Fremde wohl sein mochte?

Ein Mann stand vor dem Grab. Er trug Zivilkleidung, aber nach Haltung und Aussehen konnte man einen italienischen Offizier in ihm vermuten. Als mich der Fremde erblickte, schien es mir, als würde er erschrecken. Ich trat heran und entblößte den Kopf. Fragend blickten wir uns an.

„Kannten Sie den Toten?" erkundigte sich mißtrauisch der Mann.

„Si, si, l'ho conosciuto," antwortete ich ausweichend. „Sind Sie vielleicht ein Verwandter von ihm?"

Prüfend blickte mich der Mann an, dann seufzte er tief, zeigte auf die verwitterte Inschrift des Querbalkens vom Kreuz und sagte: „Gott verzeihe mir, aber das bin ich selbst!"

„Was sagen Sie," schrie ich und fuhr entsetzt zurück.

„Ich bin absolut nicht verrückt," erklärte der Mann. „Ich heiße Luigi Lorenzutti und bin heute Major der königlichen italienischen Armee. Damals war ich allerdings noch Leutnant."

Fraglos starrte ich den Sprecher an.

„Angesichts dieses Grabes gibt es kein Geheimnis," fuhr der Major mit bebender Stimme fort, „der Tote, der hier ruht, ist mein ehemaliger Kamerad, der Sottotenente Caggiano. Er starb durch mich."

„Das kann nicht gut stimmen," meinte ich erschüttert. „Ich selbst habe ihn erschossen."

Es dauerte lange, bis der Major begriff. Ich erzählte ihm die Geschichte. Als ich geendet hatte, sagte der Offizier:

„Es ist sehr merkwürdig, daß wir beide, die den Leutnant Caggiano in den Tod getrieben haben, uns nach so vielen Jahren ausgerechnet zur gleichen Stunde an seinem Grab treffen. Ich will Ihnen später erzählen, wie mein Kamerad für mich starb."

In schweigendem Gedenken verharrten wir noch eine Weile an dem Soldatengrab, dann schritten wir talwärts.

„Es war in der Nacht vom dreizehnten zum vierzehnten Juli," begann endlich der Major, „da saßen wir, ein paar junge Offiziere, in einer Deckung beisammen, feierten einen Namenstag und tranken, daß es eine Schande war. Einer von uns kam auf die Idee, eine spiritistische Sitzung abzuhalten. Wir gingen gern auf den Scherz ein, schafften ein Tischchen zur Stelle und ließen es nach Herzenslust klopfen. Alle möglichen Geister beantworteten uns die unsinnigsten Fragen. Ich glaubte nicht an Spiritismus, außerdem begann mich die Geschichte zu langweilen. Da fragte ich einen Geist, der sich eben meldete, wer als nächster von uns fallen wird. Gespannt warteten alle

auf die Antwort. Morgen — fällt — 78 — klopfte das Tischchen. Wir sahen uns lächelnd an, und ich wollte gerade auf die Blödsinnigkeit der ganzen Angelegenheit hinweisen, als es mir eiskalt über den Rücken lief. Nr. 78, das war meine Matrikelnummer! Ich war so betroffen, daß ich diesen Umstand meinen Kameraden verschwieg.

Wir ließen das Tischchen und setzten uns zu den Karten, um ein Spielchen zu machen. Ich gewann und gewann mit unheimlichem Glück. Bald hatte ich fast das ganze Geld meiner Kameraden vor mir auf dem Tisch, es hielt sich nur noch Caggiano, die andern waren fertig. So spielten wir beide zum Schluß allein. Es dauerte aber nicht lange, so sagte dieser Kamerad: „Ich setze jetzt meine letzten zweihundert Lire!"

Plötzlich kam mir ein Gedanke, und ohne zu überlegen, sprach ich ihn aus. Ich schlug dem Leutnant Caggiano vor: gewinnt er, bekommt er fünfhundert Lire. Verliert er, dann tauscht er mit mir auf vierundzwanzig Stunden die Erkennungsmarke. Verwundert erklärte er sich einverstanden. Ich gewann, und kopfschüttelnd wechselte Caggiano mit mir die Erkennungsmarke aus. Als er aber die Kapsel öffnete und meine Nummer erblickte, wurde er blaß, erhob sich und ging schweigend in seine Deckung hinüber. Und am nächsten Tage fiel er auf der Patrouille —"

Mitten im Satz brach der Major ab und sprach lange nicht weiter. Dann aber blieb er plötzlich stehen, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte:

„Ist es nicht Zufall, Kamerad, daß wir beide uns heute an seinem Grab getroffen haben?"

„Nein," antwortete ich, „es ist kein Zufall!"

Und in dem gleichen Schritt der alten Soldaten gingen wir schweigend in die Dämmerung hinein.

Weg ins neue Leben

Von R. J. Urbanetz

Fräulein Dr. Margot Heiderich, zweite Assistentin der Chirurgischen Klinik, wurde um zwei Uhr früh durch ein Klingeln aus dem leichten Schlaf geweckt. Mechanisch griff sie nach dem Hörer des Telephons am Tischchen neben dem Diwan. Gleich darauf war sie auf den Beinen, denn von der Aufnahmekanzlei des Krankenhauses hatte man gemeldet, daß soeben ein schwerer Fall eingeliefert worden sei. Rasch strich sich die Aerztin vor dem Spiegel durch das Haar, fuhr in den weißen Mantel und verließ leichtfüßig das Dienstzimmer. Als sie den Operationssaal betrat, waren schon Krankenschwestern damit beschäftigt, den Notverband von der Brust eines bewußtlosen Mannes zu lösen. „Herzschuß" sagte die Oberschwester zur Aerztin, „ein Selbstmörder." Dr. Heiderich trat an den Operationsstuhl heran und untersuchte den Patienten. Die Kugel war durch die linke Brustseite gegangen und zwischen den Schultern wieder ausgetreten; dabei mußte sie das Herz durchbohrt haben. Der Puls war kaum mehr wahrnehmbar, der Patient lag im Sterben. Die Aerztin trat zurück und überlegte einen Augenblick lang. Bevor man den Chefarzt verständigte und dieser aus seiner Wohnung hier eintraf, würde der Patient tot sein. Wenn sie einen Versuch wagen würde? Gelang er, dann konnte der Mann gerettet sein, und sie hatte sich einen Namen gemacht. Starb er ihr aber unter den Händen, trug sie die Verantwortung. Eine Sekunde lang zögerte sie, dann wandte sie sich mit energischem Ruck den Schwestern zu: „Herzoperation!" Betroffen sahen sich die Frauen an, begannen aber sogleich mit zielbewußter Hast die Vorbereitungen zu treffen. Nachdem sich die Aerztin bereitgemacht hatte, blieb ihr noch eine Minute Zeit. Ihr beruflicher Ehrgeiz, eine große Tat zu vollbringen, und das bevorstehende Wagnis versetzten sie in fieberhafte Erregung. Den Verletzten hatte sie mit ernster Sachlichkeit bisher nur als „Fa" betrachtet. Nun erst erwachte in ihr das rein menschliche Interesse, da ihr Blick auf des Mannes Antlitz fiel, das schon von den Schatten des Todes gezeichnet war. Ein seltenes, klassisch scharf geschnittenes Gesicht. Wer er war, woher kam er, und welches Schicksal hatte ihn ihr zugeführt, damit es durch sie entschieden werde? Zum erstenmal, seitdem sie ihren ernsten Beruf ausübte, beschlich sie ein banges Gefühl. Die Meldung der Operationsschwester, daß man bereit sei, rief sie in die Wirklichkeit zurück. Die junge Aerztin wusch sich noch einmal die Hände, band ein weißes Tuch vor den Mund und trat an den Operationstisch. Schweigend begann sie ihr schweres Werk. Man hörte nur das leise Klirren der Instrumente und das Summen der Bogenlampe an der Decke.

„Ich gratuliere, Frau Doktor," sagte am nächsten Tag der Chef zu seiner Assistentin, „der Mann ist gerettet. Sie haben Karriere vor sich." So war es auch. Die Nachricht von der gelungenen Herzoperation der jungen Aerztin erregte Aufsehen und machte bald die Runde durch die wissenschaftliche Welt. Sie wurde eingeladen, innerhalb kurzer Zeit die Leitung einer großen chirurgischen Frauenklinik zu übernehmen sowie beim nächsten medizinischen Kongreß einen Vortrag zu halten. Der Name Dr. Margot Heiderich war über Nacht berühmt geworden.

Die Besserung im Befinden des Patienten machte Fortschritte. Am dritten Tage nach der Operation trat die Aerztin an sein Bett. Sie hatte inzwischen in Erfahrung gebracht, daß der Mann der Ingenieur Wolfgang Tester wäre, der erst vor einigen Wochen vom Ausland in die Heimat zurückgekehrt sein sollte.

„Wie geht es, Herr Ingenieur?" erkundigte sich jetzt Dr. Heiderich.

„Danke, Fräulein," antwortete der Mann, „darf ich fragen, wer Sie sind?"

„Ich habe Sie operiert," sagte die Aerztin und fühlte zu ihrem Aerger brennende Röte aufsteigen.

„Sie — —?" Der Ingenieur versuchte, sich mit einem Ruck aufzurichten, fiel aber sogleich wieder mit einem Stöhnen in die Kissen zurück. „Mit welchem Recht?"

„Mit welchem Recht? Mit welchem Recht?" wiederholte sich die Aerztin, als sie über den langen Gang nach ihrem Zimmer schritt.

Die Gegenfrage stellte sie dem Ingenieur erst vier Wochen später, da sie in elegantem Straßenkostüm im Salon einer Pension ihrem Patienten gegenübersaß. Sie war unter dem Vorwand gekommen, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. „Mit welchem Recht wollten Sie damals Ihr Leben von sich werfen?"

„Mit dem Recht meines freien Willens, da es mir nicht mehr wert schien, weiterzuleben. Daran hat sich auch jetzt nicht viel geändert. Vielleicht war es mein Lebenszweck, Ihnen als Brücke zum Ruhm zu dienen," meinte bitter der Ingenieur. Dann, einer plötzlichen Stimmung gehorchend, erzählte er ihr seine Geschichte. Als junger Mann hatte er ein Mädchen kennengelernt, das die große Liebe seines Lebens wurde. Da sein Einkommen damals kaum für ihn selbst reichte, verweigerten die Eltern des Mädchens die Zustimmung zur Heirat. Die beiden jungen Leute schworen sich aber die Treue, und der Ingenieur nahm eine Stelle in den Tropen an, die ihm eine aussichtsreiche Zukunft versprach.

Als es endlich soweit war, wollte er seine Braut zu sich kommen lassen, doch schob diese die Reise von Jahr zu Jahr hinaus. Endlich begab sich der Ingenieur, einer plötzlichen Eingebung folgend, nach Europa. Erst in der Heimat erfuhr er, daß seine Braut schon vor drei Jahren geheiratet hatte. Sie hatte ihm immer noch geschrieben, weil sie zu feig' war, den Wortbruch einzugestehen. „Es gibt einen Schmerz," schloß der Ingenieur, „vor dem man nur in den Tod flüchten kann. Darum griff ich zum Revolver."

Er hatte beim Fenster gestanden, während er sprach. Als er sich nun umwandte, erschrak er, denn er sah, daß die schönen Augen der jungen Aerztin tränenfeucht geworden waren.

Wochen vergingen. Die Aerztin hatte sich in die Arbeit gestürzt, um über ihrem Beruf das leise Weh im Herzen zu vergessen. Eines Tages wurde ihr der Ingenieur gemeldet. Er kam, um Abschied zu nehmen. Auf ihr „wohin?" deutete er mit einer hilflosen Geste nach dem Süden. Er meinte damit in die Tropen zurück. Eine Zeitlang sprachen sie aneinander vorbei, dann verabschiedete sich der Ingenieur und wandte sich zum Gehen. In der Tür aber drehte er sich rasch noch einmal um und küßte der Aerztin beide Hände. Dann war er fort. Langsam erstarrte das gezwungene Lächeln um den Mund der schönen Frau, und nun geschah etwas Sonderbares. Dr. Margot Heiderich, die künftige Leiterin der berühmten Klinik, warf sich über den Tisch und schluchzte hilflos wie ein Kind. Auf einmal spürte sie eine Hand auf der Schulter und vernahm wie aus weiter Ferne die Worte: „Wenn du mein armes Herz willst, Liebes, es gehört ja dir. Nimm auch mich dazu."

Es sprach der Ingenieur Wolfgang Tester, der zurückgekehrt war, um seine vergessenen Handschuhe zu holen.

■ Fröhliche Ecke ■

Kollegen. „Ich bitte Sie um Entschuldigung, Herr Rechtsanwalt, daß ich Sie gestern im Eifer der Verhandlung einen Dummkopf genannt habe!"

„Aber lieber Freund, da sollten wir kein Wort drüber verlieren — wir sind und bleiben doch immer Kollegen!"

*

Sehr geeignet. „Albert, komm schnell, es sind Diebe am Geldschrank!"

„Wo ist denn mein Revolver?"

„Im Geldschrank!"

*

Nicht möglich. „Sie sind ja schon wieder hier," sagt der Professor zu dem Bettler, „ich habe Ihnen doch erst vor einer Stunde zehn Pfennig gegeben!"

„Und da sagen die Leute immer, daß die Professoren so zerstreut sind!"